

Michalos überdachte noch einmal alles, was er eben erfahren hatte. Er sah seine Landsleute vor sich, die sich von den Türken befreit hatten, nur um in die Sklaverei eines anderen Tyrannen zu geraten, in die Fänge ihrer eigenen Ichbezogenheit. Als sie ihr Ziel noch vor sich sahen, nichts anderes waren als eine traurige Schar stummer Knechte – damals stimmten sie in allen wesentlichen Fragen überein. Doch als das fremde Joch abgeschüttelt war, so erkannte er, hatte das Schwert der Freiheit nicht so sehr den Zwingherrn geschlagen als sie selbst, die Griechen. Die Hiebe dieses Schwertes spalteten die einige Volksmasse auf in Einzelwesen, die sich plötzlich ohne Gesetz einander gegenüber standen und ehrgeizig, eitel und rücksichtslos nur ihren eigenen Vorteil suchten. Der unerträgliche Individualismus der Griechen ging so weit, dass sie Nation und Ich, Freiheit und persönliches Interesse nicht mehr auseinanderhalten konnten. Beim Kampf gegen die Türken ging es nicht mehr um die Befreiung des Volkes, sondern darum, die selbstsüchtigen Leidenschaften befriedigen zu können. Die Tragik des griechischen Wesens wurde in verschiedenen Bildern offensichtlich: Da war der einfache, namenlose Bauer, der sein Opfer stumm, fast triebhaft darbrachte, oder der ruhmsüchtige Kapitän Manolis, dem nur halb bewusst war, dass er in die finanzielle Katastrophe schlitterte. Andreas Merssinis verstand es bereits, einen vernunftbetonten Ausgleich zwischen Vaterland und Vermögen herzustellen. Der unentschlossene Lukas Pyros wurde leicht und fast freudig bei verführerischen Angeboten schwach, während Petros Mothonitis aktiv den Raub in größerem Stile zu organisieren verstand und Dorotheos seine diplomatische Kunstfertigkeit zu Intrige und Gewinn missbrauchte.

Michalos wusste natürlich, dass diese Beispiele und das wenige, was er aus Erzählungen und Gerüchten erfahren hatte, nur winzige Ausschnitte des Gesamtbildes waren. Eines aber war sicher: Unüberbrückbare Gegensätze trennten und

einten die Griechen in ihrem nationalen Gärungsprozess, so wie die Elemente im Schmelztiegel des Chemikers miteinander ringen, um am Ende einen neuen, festen Körper zu bilden, ein bisher unbekanntes Objekt, geboren aus Widerstand und Anziehungskraft. Als er dies begriff, packte Michalos plötzlich ein unbezwingliches Verlangen: heraus aus der Einsamkeit, hinunter zu den Menschen, mit dabei sein! Er sehnte sich nach der belebenden Stimmung politischer Auseinandersetzungen, der prickelnden Atmosphäre der Ränke und Intrigen. Er wollte das erregende Für und Wider, das Spiel gegensätzlicher Kräfte auskosten, in dem um große und lohnende Einsätze gespielt wurde. Die Türken waren bis zur Stunde noch nicht ganz besiegt, und ihre unberechenbare Gefährlichkeit machte den Ausgang des Spiels noch unsicherer.

Nach seinen üblen Erlebnissen in Tripolis war es nur natürlich, dass Michalos zuerst eine Möglichkeit gesucht hatte, heimzukehren und sein stilles, glückliches Leben von ehemals weiterzuführen. Darum hatte es ihn im ersten Augenblick geärgert, dass Merssinis ihm in dem Brief vorgeschlagen hatte, sich in neue Abenteuer zu stürzen, um sein Ziel zu erreichen. Doch die Erzählungen des Panagos und die Überlegungen, die sich für ihn daraus ergaben, vermochten es, seinem vom Gefühl bestimmten, unstillen Denken eine völlig neue Richtung zu geben. Die Tage von Tripolis waren vergessen. Vergessen war die entsetzliche Entscheidung, die er dort getroffen hatte und die die Ursache für seine Ächtung war. Vergessen die Gefahren, denen er immer noch ausgesetzt war. Der Leichtsinn packte ihn, das Abenteuer lockte, neue Perspektiven machten ihn trunken. Die lange Untätigkeit hatte er satt, er sehnte sich danach, sich in den Hexenkessel der Ereignisse zu stürzen, zu sehen, zu schauen, sich zu informieren, zu handeln und – sich zu rächen! Sein Leben hatte er gerettet, und jetzt war da der Strom, das Hochwasser. Aber er würde schwimmen, die Freude dieses Schwimmens in reißendem Wasser genießen, mit

der Strömung ringen, mit heimtückischen Strudeln kämpfen, in jeder Stunde und jeder Minute sein Leben neuerlich aufs Spiel setzen, bewusst an der Seite des Todes treibend. Nur schwimmen wollte er, schwimmen!

Mitten in diesem Chaos trügerischer Vorstellungen hielt er inne. Ein Gedanke brachte ihn zum Lächeln: Die Kotzambassides und das Militär schlugen aufeinander ein, und er wollte dabei sein und mitkämpfen! Doch tausend Vorwände hätte er gefunden, einem Kampf mit den Türken aus dem Weg zu gehen. Da schauderte ihn der Widersinn des Bruderhasses, da erkannte er blitzartig das unheilvolle Wesen des Bürgerkrieges, durchschaute er die zerstörerische Spaltung der Nation, ihren Zerfall in gegensätzliche Fraktionen, die am Ende alle einem Ziel zu dienen vermeinten: dem allgemeinen Wohl, das sich aber im Spiegel der jeweiligen Interessen jedem ach so verschieden offenbart. Dieser Bruderhass, der das Entstehen der Nation verhinderte, war leider in jedem einzelnen viel stärker als seine Abscheu vor dem Feind. Dabei endete der Krieg zwischen Staaten, unabhängig von seinem Ausgang, in einem Vertrag. Differenzen mögen weiterbestehen, aber Grenzen sind da, wenn auch neue, abgeänderte, unerwünschte Grenzen. Sie trennen die Kämpfenden, verhindern Zwist, gestatten Besinnung. In einem Bürgerkrieg aber gibt es keine Grenzen. Nach Einstellung der Feindseligkeiten muss der Besiegte Seite an Seite mit dem Sieger leben, muss die bittere Galle hinunterschlucken und sich dem Übermut der siegenden Partei unterordnen. Jeder ist gezwungen, mit dem bisherigen Feind zusammenzuarbeiten. Darum steigert schon allein die Vorstellung der Niederlage, das Gespenst dieser Servilität, die Vision dieser seelischen Knechtschaft, den Hass gegen den Bruder ins Unermessliche, macht ihn weitaus stärker als den gegen den Feind von außen. Unterliegt ein Volk im Kampf gegen einen äußeren Feind, dann gibt das Bewusstsein, die Pflicht gegen die eigene Nation erfüllt

zu haben, jedem Besiegten ein Gefühl des Trostes und der Absolution, man gibt sich der Vorstellung hin, dass eben das Schicksal stärker war als der Wille des Volkes. Kein vernünftiger Mensch fordert von Angehörigen fremder Nationen das, was er bedenkenlos von seinem Bruder verlangt: dass er denken solle wie er. So überlegte Michalos – etwas verwirrt. Sein Herz klopfte, er hatte seinen Entschluss gefasst.

Er wandte sich an Panagos:

„Her mit dem Papier von meinem Schwiegervater, und sag mir, was es damit auf sich hat!“

Panagos zog schwerfällig ein Taschentuch aus dem Gürtel und knotete es behutsam auseinander. Ein fester Bogen Papier, vierfach gefaltet, kam zum Vorschein. Michalos nahm ihn an sich, blickte ihn immer wieder an und verstand nicht.

„Was soll das jetzt wieder heißen?“ – „Ich werde es dir erklären, Herr!“

Er beugte sich zu Michalos' Ohr und redete leise und lange auf ihn ein.

Vangelio war wieder aus der Höhle getreten. Bewegungslos stand sie da und ließ die beiden Männer nicht aus den Augen.